



ISO CAMARTIN

Jeder braucht
seinen Süden

it

»Mit Sätzen, die auf der Zunge zergehen wie Zitronensorbet.«

Jazzzeit

Der Süden als Lebensgefühl – und als Sinnbild für Fernweh, Leichtigkeit und Verführung. Er hat wenig mit Längen- und Breitengraden zu tun, sondern ist vielmehr die Begierde nach dem Hellen und dem Weiten. Er kann ein bestimmter Flecken Erde sein, Sizilien zum Beispiel, ein Kloster in Spanien, die Welt eines Dichters, die Farben eines Malers, die Kompositionen eines Musikers, Gerüche und Geräusche, das Große oder Kleine, in dem man sich zu Hause fühlt.

Jeder braucht seinen Süden erzählt von der Sehnsucht nach dem irdischen Paradies, nach der Wärme, nach dem ultimativen Lebensgefühl. Iso Camartin nimmt uns mit auf »eine empfindsame Reise in das Reich der Sinnlichkeit und des Begehrens«.

Roman Bucheli, Neue Zürcher Zeitung

Iso Camartin, geboren 1944 in Chur, ist Professor für rätoromanische Literatur und Kultur an der Universität Zürich und Leiter der Kulturabteilung des Schweizer Fernsehens DRS. Er wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Von Iso Camartin liegen außerdem auf deutsch vor: *Belvedere, Die Bibliothek von Pila, Graziendienst, Hinauslehnen, Der Teufel auf der Säule.*

insel taschenbuch 4017
Iso Camartin
Jeder braucht seinen Süden



Iso Camartin
Jeder braucht seinen Süden

Insel Verlag

Umschlagfoto: Shutterstock.com

insel taschenbuch 4017

Erste Auflage 2011

Insel Verlag Berlin 2011

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

www.hildendesign.de

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35717-9

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

<i>Süden</i>	7
<i>Kälte und Kerzen</i>	11
<i>Die Insel</i>	27
<i>Die Zeit der Sirene</i>	46
<i>Ein anderer Garten</i>	58
<i>Die blaue Stunde</i>	72
<i>SUR</i>	86
<i>Dantes Süden</i>	102
<i>Musik des Südens</i>	120
<i>Wüste oder Stadt?</i>	133
<i>Anmerkung</i>	147

*Für die Schwestern,
Töchter und Freundinnen,
die im Norden wohnen*

Süden

Als topographische Koordinate ist der Süden etwas höchst Relatives. Wir reden vom Süden Grönlands und vom Norden Afrikas. Als Befindlichkeitskategorie bedeutet Süden – jedenfalls in unserem europäischen Realitätsverständnis – etwas beinahe Absolutes. Dieser Süden hat wenig mit Längen- und Breitengraden zu tun. Er ist nur mit Licht- und Wärmegraden der Seele zu messen. Seine Dimensionen haben einen einzigen Maßstab: den der Begierde nach dem Hellen und nach dem Weiten. Das südlichste Gedicht aller Zeiten ist Ungarettis Zweizeiler *Mattina – Morgen*. Es lautet: »M’illumino / d’immenso – Ich erhelle mich / aus Unendlichem.« Kürzer und genauer geht es nicht.

Jeder hat seinen Süden. Dieser deckt sich nie mit dem Süden eines anderen. Auch weil sich die Territorien der Begierde in ständiger Bewegung, Ausdehnung und Verlagerung befinden. Dennoch gibt es so etwas wie ein Grundvokabular für einen Süden, den man nicht allein bewohnen möchte. Die Sprache dieses Südens ist verwandt mit jener, die wir als die Sprache des Pfingstwunders bezeichnen. Obwohl alle verschieden sprechen und fremde Wörter brauchen: Man versteht sich. Weil es um ein Streben und Begreifen geht, das wenig auf Festlegung und ganz auf Sehnsucht zielt.

Wo ich aufwuchs, reichten schon Ortsnamen jenseits des Passes, um den Süden wachzurufen. Acquacalda, Acquarossa, Olivone: Solche Namen waren Vorversprechen wärmerer Landschaften, ja, sie waren schon die Versetzung in

ganz andere Gärten als die bisher bekannten. Später entdeckte ich beglückt, daß bereits in Chiavenna, wo die hochalpine Landschaft noch hautnah ist, Palmen wachsen. Der Süden zeigt sich plötzlich als Nähe – dann zumal, wenn man diese dringlich braucht. Einmal südlich berührt, bleibt man sein Leben lang auf der Suche nach Quellen von Südllichkeit.

Dem einen sind es die Bilder von Cézanne. Dem anderen der Anblick eines umbrischen, zypressengesäumten Hügelzugs. Ich kannte eine Münchnerin, die etwas von südlichem Himmel wissen mußte, aber erst in Assisi, unten im Refektorium von Santa Chiara, wo der alte Holztisch mit dem duftenden Lilienstrauß stand, befreit ausrief: »Endlich Süden!«

Für mich ist Sizilien zum Herzland des Südens geworden, zur »terra promessa« des Glücks. Doch man kann, ja, man will nicht einmal immer dort unten sein. Deshalb weiß man sich südlich zu helfen. Ich kann zum Beispiel das zweite Kapitel von Tomasi di Lampedusas *Il Gattopardo* lesen, wo die Reise der fürstlichen Familie nach Donnafugata beschrieben wird. Da begegne ich den Eukalyptusbäumen, den »verkrüppeltsten Kindern der Mutter Natur«, und schon schlägt mein Herz südlich. Die Glutsonne des Augusts, die gelben Stoppeln, die versengten Felder, die klagenden Zikaden, »il rantolo della Sicilia arsa«, wie der Principe di Lampedusa schreibt: das Röcheln seines ausgebrannten Landes, das wird sofort und jederzeit auch zu meinem Süden. Oder ich lese Quasimodos Gedicht *Vento a Tindari – Wind in Tindari*. Da ist die Rede von einem Wind, der von den Inseln eines Gottes her weht, von luftigen Abgründen, von Wirbeln und Wellen, von Düften und

Tönen. »A te ignota è la terra – dir unbekannt geblieben ist die Erde.« Man muß einmal auf den Stufen des römischen Theaters von Tindari beim Eindunkeln dieses Teils der Erde dagewesen sein, um niemals zu vergessen, wie unbekannt die Erde noch ist, wenn der Süden sie neu verspricht. »Ogni amore è schermo alla tristezza«, schreibt Quasimodo: Jede Liebe ist ein Schutzschild vor Traurigkeit. Wer in Tindari hoch über dem silbrigen Meer sitzt, versteht dies besser und wird für immer um sein Heimatrecht im Süden besorgt bleiben.

Daß Nietzsches Süden in Sils-Maria, womöglich schon in Basel begann, mag einem Sizilianer seltsam vorkommen. Doch Begierde nach dem anderen durchkreuzt die Geographie. Sie versetzt Schulpforta fast nach Finnland und macht aus Sils-Maria einen Vorort von Genua und Nizza.

Geographisch war Nietzsches südlichster Aufenthaltsort Messina. Im April 1882 war er für etwa drei Wochen dort. An Köselitz schreibt er am 8. April: »Also, ich bin an meinem ›Rand der Erde‹ angekommen, wo, nach Homer, das Glück wohnen soll.« Er war der Ansicht, ein Sommer am Meer sei für ihn richtiger als einer im Gebirge. Diese Erkenntnis erwies sich als nicht haltbar. Schon im Herbst 1881 hatte er zwar festgehalten: »Ich habe Geist genug für den Süden.« Im allerletzten Abschnitt der *Morgenröthe*, überschrieben »Wir Luft-Schifffahrer des Geistes!«, hat Nietzsche darüber spekuliert, daß es vielleicht »unser Loos war, an der Unendlichkeit zu scheitern«. Wer nach Westen steuert, der wird sein Indien erreichen. Findet, wer nach Süden steuert, schließlich jenes Gebiet, wo alles »Meer, Meer, Meer« ist? Das war hochgemute Südfahrtphilosophie!

An keinem anderen Ort als in Messina wäre ich lieber in Nietzsches Gesellschaft gewesen. Wie gern hätte ich mit ihm sizilianische Schattenplätze gesucht. Ihm Tindari gezeigt, Erice oder die Quelle der Nymphe Arethusa in Syrakus. Oder Kapernblüten gepflückt zwischen den Steinquadern des Tempels von Selinunt. Der sizilianische August hätte ihn freilich einer höllisch brennenden Erde ausgesetzt. Das wäre ungünstig gewesen für den lichtempfindlichen Denker.

Doch riefen ihn ohnehin die Freunde nach Rom zurück. Sie hatten ihm die Begegnung mit einer Frau versprochen. Diese Begegnung hätte – wäre sie entgegen aller Vorhersehbarkeit gut verlaufen – Nietzsches eigentlicher Süden werden können. Er ist – bei aller Gier nach Süden – ein Mann des Nordens geblieben.

Vielleicht ist radikaler Süden nichts als die Entdeckung jenes Kontinents, den man die Liebe einer Frau nennt.

Kälte und Kerzen

Kennst du die Arten von Schnee, die es in den Bergen gibt? Zum Beispiel den leicht wirbelnden, über die Gegend dahinstöbernden Schnee, der in tänzelnden Flocken daherkommt und nicht weiß, ob er bleiben oder weiterziehen soll. Ein launischer Geselle, der, kaum daß er da ist, sich schon wieder auf und davon macht. Aber er kann dich zu jeder Jahreszeit überraschen und hält sich an keinen Kalender. Ein Spielfreund kalter Winde ist er und kann in kurzer Zeit eine leichte Decke über alles ausbreiten, zwar nichts Schweres und Bleibendes, aber ein mächtiger Verwandler des Lebensgefühls ist er doch.

Dieser harmlose Schneebruder hat nun aber hundert Verwandte der trockenen und der nassen, der kalten und der eisigen, der listig heimlichen und der stürmenden Art. Ob triefend naß in weißen Fetzen, ob staubig leicht als Pulverschnee, leise sich setzend, oder wild durch die Gegend geblasen und gewirbelt: Jede Art, wenn sie nicht gerade im Hochsommer daherkommt, reicht irgendwann aus, um die Gegend, so weit das Auge reicht, unter ein weißes Tuch zu legen und in eine tote Landschaft zu verwandeln. Bei uns gab es höchst unterschiedliche Namen, um die Art und Weise zu charakterisieren, wie der Schnee jeweils kam, sich einnistete, sich breitmachte und schließlich blieb. Der Schnee war für einige Monate des Jahres der Begleiter des Lebens – gefragt oder ungefragt.

Ich habe den Schnee nie gemocht und gehörte schon als Kind zu jenen, die es nicht erwarten konnten, daß der

Frühling kam und die Eiszeiten nach und nach vorbei waren. Andere dagegen schwärmten von der Reinheit und Schönheit von Schneelandschaften, das Knistern unter den Schuhen war ihnen die schönste Wintermusik, sie nannten die Landschaft friedfertig, nur weil sie unter einer Schneedecke lag, und Winternächte galten ihnen als Vorgefühl des Himmels. Ich selbst habe am Schnee immer nur die Kälte gespürt und das gleißende Licht, das er an Sonnentagen zurückwarf und jeden blendete, der offenen Auges die Welt ansehen wollte.

Der Winter 1951 war in Graubünden besonders streng und schneereich, und in den Annalen ist von einem Lawinenjahr die Rede. Ich war ein siebenjähriges Kind und erinnere mich nur an ein Ereignis dieses Winters. In einer Nacht war die Lawine in Selva im Tavetschertal zu Tal gegangen und hatte das letzte Haus am Dorfausgang erfaßt und mitgerissen. Unter den Opfern war der Lehrer des Dorfes. Man hat ihn lange nicht aus den enormen Schneemassen befreien können. Erst bei der Schneeschmelze fand man ihn, inmitten von eisigem Schnee und Haustrümmern immer noch auf seinem Klavierstuhl sitzend. Diese Geschichte hat mich Jahre verfolgt. Immer wieder ist mir die auf dem Klavierstuhl sitzende stocksteife Leiche des Dorflehrers im Traum erschienen. Ich kann dir noch heute seine weißblauen Hände beschreiben. Es muß damals gewesen sein, daß ich mir geschworen habe, mich als Erwachsener nie in Schneelandschaften niederzulassen. Vor mehr als fünfzig Jahren habe ich dem Himmel versprochen, nach Süden zu ziehen, sobald ich es könne.

Das Schlimmste am Winter ist die Kälte. Wer als Kind gefroren hat für sein Leben, muß als Erwachsener Anrecht

auf wärmere Zonen haben. Auch dazu kann ich dir eine Geschichte erzählen.

Da ich kein schlechter Schüler war, nahm mich der Pfarrer oft als Ministranten mit, wenn er frühmorgens den Kranken und Sterbenden in den Weilern der Gemeinde das Viaticum brachte. In milden Jahreszeiten hatte ich nichts dagegen, wenn ich vormittags nicht in die Schule mußte und mit dem Pfarrer unterwegs sein konnte. Es gab schließlich nach den Krankenbesuchen und der Ölung der Sterbenden bei den Bauern ein Frühstück, das der Stolz der Gastgeber und die Lust der Geladenen war. Doch mußte es verdient werden. Auf den Winterwanderungen zu den Weilern habe ich erfahren, was Kälte ist. Da kannst du dich kleiden und einpacken, so gut du willst, du entgehst dem Biß der Winterkälte nie. Daß ich Hände hatte, wußte ich, allen Wollhandschuhen zum Trotz, bei der Ankunft in den Weilern nie. Ich hatte die kleine Laterne zu tragen mit dem Glöckchen und dem Kerzenlicht, denn schließlich war man ja mit dem Allerheiligsten unterwegs zu Leuten, die sich für den Weg ins Jenseits bereit machten. Manchmal sagte ich verzweifelt: »Augsegner, ei fa freid – Herr Pfarrer, es ist kalt!« Und er antwortete mit einem Spruch aus dem kirchlichen Gesangbuch oder der Bibel, wohl in der Annahme, Besseres als wärmende Worte habe er jetzt nicht abrufbar, um gegen die Kälte, an der auch er litt, vorzugehen. An einige seiner Sprüche erinnere ich mich noch heute. So rezitierte er gern eine Strophe aus der *Consolaziun dell'olma devoziusa*, dem *Trost der frommen Seele* – wie unser damaliges Liederbuch hieß:

»Sch'il freid ti dat fastidi
Sche gi, ch'il cor envidi
Il fiug della carezia,
Quel scaulda cun dultschezia!«

Frei übersetzt heißt dies: »Wenn die Kälte dir Mühe macht, dann besinne dich doch, daß das Herz das Feuer der Liebe entfacht, welches mit süßer Sanftheit dich wieder wärmt!« Ich muß gestehen, dass es mir damals nie gelang, die Wärme des Herzens auf die Hände oder die Füße zu lenken. – Der Herr Pfarrer wollte aus uns Ministranten zudem gute Lateinkenner machen. Und so zitierte er, wenn ich die Laterne heftig hin und her schwenkte in der trügerischen Hoffnung, Bewegung verschaffe mir Wärme, einen Vers aus einem Psalm, der mir in Erinnerung geblieben ist: »lucerna pedibus meis verbum tuum et lumen semitis meis« – was soviel heißt wie: »Eine Laterne für meine Füße ist dein Wort und ein Licht auf meinen schmalen Wegen.«

Als wir einmal in Mompe Tujetsch ankamen und der Sakristan uns zuerst zu sich nach Hause einlud, damit wir vor dem Gang zu den Kranken und Sterbenden uns aufwärmen konnten, sagte er: »Ei fa in freid da pirir.« Heute weiß ich etymologisch, was ich damals existentiell spürte: Hinter dem Wort »pirir« steckt das Lateinische »perire«. Ja, man kann an Kälte zugrunde gehen!

Das Aufwärmen und zu sich Kommen der beinahe abgestorbenen Finger war eine Erfahrung, die ich bis heute zwischen Schmerz und Lust nicht anzusiedeln weiß. Irgendwann während des Frühstücks war es dann vorbei mit dem Frieren. Doch es sind diese von eisigem Lebensgefühl klirrenden Ministrantentage, die mich gelehrt haben, daß

Kälte uns starr, gefühllos, spröde und hart macht. Kälte ist seither für mich das Vorgefühl des Todes.

Obwohl Anfang Februar im Alpenraum oft die kältesten Tage des Jahres gemessen werden, war der 2. Februar ein Winterwendetag. Man feierte Maria Lichtmeß. Das Besondere an diesem Tag war die Lichterprozession in der Klosterkirche, wobei du wissen mußt, daß Kerzen im katholischen Volksglauben eine gewaltige Rolle spielen. Jedem Heiligen seine Kerze – und unter Umständen auch zwei! Bis auf den heutigen Tag ist diese Kerzensucht tief in mir drin. Wenn ich irgendwo allein in einer Kirche bin und eine Stelle entdecke, wo man Kerzen anzünden kann zu Ehren von irgendwem oder irgendwas, tue ich es sofort. Und immer denke ich dabei, daß dies an einem Wunschort für Licht und Wärme sorgt, wo es sonst dunkel und kalt bleibt.

An diesem Lichtmeßfest wurden damals die Kerzen gesegnet – jene für die Kirche, aber auch die für den privaten Gebrauch –, und die ersten geweihten und brennenden Kerzen trug man danach in der Prozession mit. Die Seitenschiffe der Klosterkirche wurden so von einem unvergeßlichen Flackerlicht erhellt. Es war ein bewegender Lichtzauber, jeder konnte die Hand schützend um sein Feuer legen, und so erfüllte man, daß trotz der bitterkalten Kirche, in der man den eigenen Atem aus dem Körper ausfahren sah, die Wärme am Wachsen war. An der Wärme der Lichtmeß-Kerzen erahnte man erstmals, daß die Tage wieder wuchsen und neue Lebenswärme zurückkehrte. Heute noch erinnere ich diesen Tag mehr als jeden Geburtstag. Denn es ist der Tag, an dem der Glaube an wärmendes Licht in sinnlichster Art und Weise erlebbar war.

Meine Liebe zu den Kerzen hat allerdings einen doppel-

ten Boden. Es war nicht nur die Kirche der Ort, an dem Kerzen brannten. Kerzen ganz anderer Art fand man in den Märchen. Wunderkerzen, die noch viel mehr Wärme in sich hatten als die schwachen Flackerlichter einer Prozession. Ich muss dir ein Märchen erzählen, mit dem man uns Kinder an Winterabenden, wenn irgendwo Kerzen brannten, in andere Welten versetzte.

Es war einmal eine alte blinde Frau, die Menschenfleisch aß. Sie hatte einen jungen Knaben in ihren Ziegenstall eingesperrt, um ihn zu füttern, damit er fett und rund werde. Wenn sie am Morgen die Ziegen auf die Wiese ließ, fuhr sie mit der Hand über deren Rücken, damit der Knabe nicht rittlings entkomme. Dieser überlegte sich lang, wie er es anstellen könne, aus dem Gefängnis herauszukommen. An einem Morgen klammerte er sich an den Bauch der großen Ziege und hielt sich an ihrem langen Fell fest. Da konnte die Alte lange über den Rücken der Ziege mit der Hand fahren, sie entdeckte den Bub nicht, und dieser kam mit der Ziege ins Freie. (Unsere alpine Odysseus-Variante!) Draußen löste sich dieser von der Ziege und floh in den nahegelegenen Wald. Lange irrte er darin herum, bis es Abend wurde. Er war erschöpft, und der Hunger plagte ihn. Da sah er in der Ferne ein schönes helles Licht, und er machte sich auf und ging auf dieses Licht zu. Bald stand er vor einem eindrucksvollen Haus. Darin wohnten drei alte Frauen, die gleich gekleidet waren. Er bat die Frauen, daß er in ihre Dienste treten könne, und sie stellten ihn an. Die drei Frauen waren gut zu ihm, und er blieb bei ihnen, bis er zu einem schönen Jüngling herangewachsen war. Die Frauen, die gemeinsam in einem Bett schliefen und aus einer gemeinsamen Tasse

tranken, gingen jede Nacht in den Keller hinunter, wo lauter Kerzen brannten. Sie löschten zuerst die Kerzen und zündeten sie dann wieder an. Der Junge mußte dafür den Frauen die Zündhölzer in den Keller bringen. Eines Tages entwendete er den Stumpf einer brennenden Kerze, löschte sie und ließ den Kerzenstumpf in seiner Hosentasche verschwinden. Als er in seiner Kammer war, nahm er die Kerze aus dem Hosensack und zündete sie an. Da begann die Kerze zu ihm zu reden: »Was willst du von mir?« »Ich möchte, daß du mich in die Stadt in ein gutes Wirtshaus bringst und daß du mir Geld in die Hosentasche legst.« – Sogleich befand sich der Jüngling in einem schönen städtischen Wirtshaus und hatte die Taschen voller Geld. Wieder nahm er die Kerze aus dem Hosensack und zündete sie an. Die Kerze fragte ihn: »Was willst du?« »Besorge, daß die Tochter des Königs heute nacht zu mir komme«, antwortete der Junge. Und so geschah es. Als der König vernahm, daß seine Tochter in der Nacht das Schloß verlassen habe, ließ er Fadenknäuel um die Tochter binden, um herauszufinden, wo sie in der Nacht hingehet. Am Abend nahm der Jüngling wieder seine Kerze, zündete sie an und sprach: »Richte es ein, daß die Tochter des Königs heute nacht wieder zu mir komme, und dass die Fadenknäuel die ganze Stadt überziehen.« So geschah es, und der König kannte sich am Morgen weder ein noch aus. Erzürnt ließ er am Tag darauf die Leute seiner Stadt zusammenrufen, damit die Königstochter jenen aussuche, zu dem sie in der Nacht gehen mußte. Der Jüngling nahm an dieser Versammlung aber nicht teil, und als die Königstochter sich lange umgesehen hatte, sagte sie ihrem Vater, daß sie den nicht entdecken könne, bei dem sie die Nacht verbringe. Da ließ der König untersuchen, ob

alle Männer der Stadt anwesend seien. Der Wirt jenes Hauses, in dem der Jüngling wohnte, trat vor und sagte: »Ich habe einen Gast, doch der geht nie aus und kann gar nicht derjenige sein, den ihr sucht.« Der König gab dem Wirt Befehl, seinen Gast mitzubringen, und so mußte der Junge mit in die Versammlung. Als die Königstochter ihn entdeckte, rief sie aus: »Genau dieser ist es, den wir suchen.« – Voller Zorn ließ der König den Jüngling ins Gefängnis werfen und ihn an einem eisernen Ring festbinden. Doch kaum im Gefängnis und am Ring gebunden, zündete er seine Kerze an, und diese fragte: »Was willst du?« Er antwortete: »Ich möchte von diesem Ring loskommen und aus dem Gefängnis befreit werden. Und der König soll mit so engen Fesseln gebunden werden, daß keiner sie lösen kann.« Da tat sich die Tür des Gefängnisses auf, und der Junge konnte zurück in sein Wirtshaus. Der König aber war auf einmal so gefesselt, daß er kaum atmen konnte. Als er vernahm, daß der Jüngling frei sei und wieder in seinem Wirtshaus, ließ er ihn zu sich rufen: »Du kannst offenbar mehr als nur Brot essen. Wenn du mich von meinen Fesseln befreist, gebe ich dir meine Tochter.« Der Jüngling versprach es dem König, kehrte in sein Wirtshaus zurück, zündete die Kerze an und sagte: »Mach, daß der König frei sei und ich seine Tochter heirate.« Sogleich war der König frei, und wenige Tage danach gab es eine fröhliche Hochzeit im Königsschloß. – Am Abend des Hochzeitstages zündete der junge Bräutigam wieder seine Kerze an. Diese fragte: »Was willst du?« »Sage uns, ob wir glücklich sind oder nicht?«, wollte er von der Kerze wissen. »Nein, das seid ihr nicht«, antwortete die Kerze, »denn heute nacht werden dein Schwiegervater und deine Schwiegermutter unter eurem Bett sein, um euch zu